

Zu guter Letzt:

Meine Leute Eine Ukrainerin lernt Deutsche kennen

Olga Konsevych

Die erste Nacht in Berlin war die schwerste. Durch die Wand hörte ich die Geräusche eines Sauerstoffgeräts. Meine Vermieterin ist 76, sie spricht fließend Englisch und Französisch, aber seit zwei Schlaganfällen ist sie behindert. Das Erste, was sie tat, als sie mich am Berliner Hauptbahnhof sah, war, mich in den Arm zu nehmen. Sie fragte nicht nach meinem Pass oder nach meiner beruflichen Situation. „In der Trauer wird nicht diskutiert“, erklärte sie mir am ersten Abend. Ihre Freundlichkeit und Offenheit überraschten mich. Ich bin so daran gewöhnt, überprüft und verglichen zu werden – mein Leben ist ein einziges Casting. Ich muss dauernd meinen Wert beweisen, zeigen, dass ich genau die Richtige bin.

Ich setzte also meine Kopfhörer auf. Das Geräusch des Sauerstoffgeräts vermischte sich mit einem Podcast. Ich ließ den Tag Revue passieren und stellte fest, dass ich in Sicherheit war. Biologen sagen, dass Tiere nur schlafen können, wenn sie in ihrer Umgebung keine Bedrohung wahrnehmen. Ich vertraute also meiner Retterin – und schlief ein.

Aber ich muss etwas ausholen, wenn ich erklären will, wie ich durch verschiedene Menschen und Ereignisse wieder an die Menschheit glauben konnte, nach dem Schock des widerrechtlichen Einmarschs von Russland in die Ukraine.

Ich kam im April nach Deutschland. Nach dem ersten Monat Krieg erschien mir das wohltemperierte und friedliche Leben der Deutschen wie eine Kulisse, ein bisschen wie in der „Truman-Show“. Ich zog mit meiner Familie in ein Dorf nahe der französischen Grenze. Wunder schöne Natur, entspannte Menschen, vorzügliches Essen – ich litt an der Schuld der Überlebenden. Zum ersten Mal überwältigten mich die Gefühle, als wir in das Haus kamen, das eine Frau im Ort uns anbot. Hier gab es mehr Dinge als in meiner Wohnung in Kyiv. Das ganze Dorf hatte Küchengeräte, Möbel und Kleider für uns gesammelt. Sie trieben sogar eine Kaffeemaschine auf, als sie gehört hatten, dass wir Kaffee lieben. Meine Mutter brach in Tränen aus, als sie im Obergeschoss die nach Größe sortierte Kleidung sah. Angekommen war ich in einer zerrissenen Winterjacke; wir wussten, wie es ist, vor Kleiderkammern des Roten Kreuzes oder der Caritas Schlange zu stehen.

Am 20. Februar waren meine Familie und ich in den Urlaub nach Litauen aufgebrochen. Wir hatten Fahrkarten für eine Rückreise am 24. Februar. An dem Morgen wachten wir auf und hörten die Nachrichten. Wir blieben einen Monat lang in Vilnius. Für die erste Wochenmiete gab ich 600 Euro aus – ich dachte nicht, dass es nötig sein könnte, länger zu bleiben. Irgendwann Mitte März wurde uns klar, dass der Krieg so schnell nicht enden würde. Wir begannen, Geld zu sparen, wir suchten nach Frühlingkleidern und einer Wohnung. Als ich in Litauen keine Unterkunft fand, wandte ich mich an einen deutschen Freund, der das besagte Haus in dem kleinen Dorf fand.

Die Besitzerin des Hauses ist eine Edelstein-Expertin, ihr Vater ist ein in der Region sehr bekannter Juwelier. Sie hat drei Kinder, einen großen Garten – und Gesundheitsprobleme. Sie ist erst 58 Jahre alt, aber Hüftprobleme schränken ihre Beweglichkeit stark ein. Trotzdem hat sie es geschafft, das Haus für uns vorzubereiten, für „Aliens“ aus einem weit entfernten Land. Eingeschüchterte Menschen mit vielen Fragen zu den Gepflogenheiten des Lebens in Deutschland. Sie erzählte: „Weißt du, es war ein Zeichen. Der 24. Februar ist mein Geburtstag, und an jenem Tag sagte mein Mann zu mir: ‚Das Beste, was du heute machen kannst, ist, das Haus ukrainischen Flüchtlingen zur Verfügung zu stellen.‘“ Es ist das Haus ihrer Mutter, die letztes Jahr starb. Jedes Mal, wenn sie uns im Garten sieht, sagt sie, wie glücklich ihre Mutter wäre, dass dieser Ort lebendig bleibt.

In diesen Monaten in Deutschland habe ich viele meiner Vorurteile über die Deutschen verloren. Zum Beispiel, dass die meisten Menschen hier im Überfluss leben und mit Leichtigkeit ihr Geld verdienen. Meine Nachbarin verlässt fast nie ihre Wohnung im ersten Stock. Wir unterhalten uns durchs Fenster, weil es für sie mühsam ist, Treppen zu steigen. Sie hat in verschiedenen Fabriken gearbeitet. In den 70er- und 80er-Jahren wurde nicht sehr auf die Arbeitsbedingungen geachtet. In vielen Werkstätten war die Belüftung unzureichend, die Angestellten hatten keine Masken. Das ruinierte ihre Lungen. Und die mühsame Arbeit an kleinen Werkstücken schadete ihrer Haltung und ihrer Sehkraft.

Das zweite Vorurteil war, dass die Deutschen sehr an Regeln festhalten, ja geradezu von ihnen besessen sind. In Wirklichkeit sind Menschen verschieden. Und zwar nicht entlang der Nationalität. Es gibt in Deutschland viele Vorschriften – von der Mülltrennung bis hin zur Regel, Dokumente per Post zu verschicken. Gleichzeitig aber achten die Menschen sehr auf Grund- und Menschenrechte. Hier kann man zu einer LGBTQ+-Demo gehen ohne Angst, verhaftet zu werden. Man kann in kurzen Hosen zur Arbeit gehen ohne Stil-Belehrungen. Gut, ich habe auch andere Geschichten gehört, etwa über konservative Bayern. Aber wer sich über deutschen Konservatismus beschwert, hat wahrscheinlich nie aggressive Orthodoxe in der Ukraine kennengelernt.

Das dritte Stereotyp ist das von den ernsten Deutschen. So wie in Deutschland habe ich schon lange nicht mehr gelacht. Die Deutschen wissen sehr wohl, wie man entspannt. Sie finden Zeit für Spaziergänge, Picknicks und kleine Vergnügen, selbst wenn sie hart arbeiten. Meine Mutter sagte in Kiyv immer: „Ihr jungen Leute könnt gar nicht abschalten. Ihr seid immer am Rennen.“ Und sie hat recht. Erst in Deutschland habe ich es geschafft, anzuhalten und zu einem normalen Leben zu finden. Letzten Monat habe ich mir zum ersten Mal seit dem Ausbruch des Krieges ein Buch gekauft – und gelesen. Bis dahin drehten sich meine Gedanken dauernd um den Krieg, aber jetzt habe ich gelernt, den Wert emotionaler Ressourcen zu schätzen. Dabei hat mir meine deutsche Umgebung sehr geholfen.

Noch einmal zurück zu meiner Berliner Vermieterin, die nicht ohne Sauerstoff schlafen kann. In meiner ersten Woche in Berlin ging

sie mit mir zum Flohmarkt. Wir liefen dort zwischen hippen jungen Menschen herum, wir schauten uns alles genau an, wir scherzten und lachten. Mit ihr habe ich auch ein Dutzend Länder bereist – virtuell natürlich. Fast jeden Abend blätterten wir in ihren Alben mit Fotos aus Mexiko, Südafrika, China, Island ... All diese Reisen hat sie gemacht, als sie 40 Jahre und älter war. Was für eine Pessimistin war ich, wenn ich gedacht hatte, ich könnte mit 30 zu alt werden für Abenteuer!

Der Krieg und die Menschen lehrten mich mehr als jede Schule. Ich habe gelernt, das Leben zu lieben. Ich habe keinen Überlebenden-Komplex mehr. Mehr noch: Ich glaube an die Zukunft. Ich schlafe jede Nacht friedlich. Egal mit welchen Geräuschen – Hauptsache, es sind keine Raketen oder Sirenen. Meine Familie und ich sind sicher. Das größte Geschenk ist es, frei atmen zu können in einem Land, das mir und uns freundlich entgegnet. Auch wenn ich vielleicht einfach Glück mit den Menschen hatte, die mir begegnet sind. ●



Olga Konsevykh ist Stipendiatin der Abteilung Kommunikation. Die Journalistin ist Chefredakteurin des ukrainischen Nachrichtenportals 24tv.ua und am WZB im Rahmen des Journalist-in-Residence-Programms. Als Kommunikationswissenschaftlerin arbeitet sie besonders zu den Beziehungen zwischen der Ukraine und der EU, zu demokratischen Übergängen und zur Nachhaltigkeit postsowjetischer Gesellschaften.

olga.konsevykh@wzb.eu

Twitter: @Liza22Frank

Foto: © WZB/Martina Sander, alle Rechte vorbehalten.

© Der Text ist gemäß der Creative-Commons-Lizenz CC BY 4.0 nachnutzbar:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>